IV. Jahr Heft 6

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Rasse der Menschen / Josef G. Oberkofler: Maria die Magd / Ludwig Erde: Der Prophet / Albert Ehrenstein: Freyung / Georg Trakl: Gedichte / L. E. Tesar: Das Erlebnis / W. Scheller: Die Bibliothek der Philosophen

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Dezember 1913 Heft 6

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

XI. Die Rasse der Menschen

Der Herbst, der im letzten Glühen ist, beginnt einen trunknen Tag. Schon baden die bereiften Wiesenhänge in der morgengelben Sonnenflut. Es läßt die Gräserreste noch einmal aufzittern zur Schönheit dieser Erde. Ich wandre staunend in den goldenen Tag.

Einsamkeit und Stille. Schon hat mich die weite Waldung aufgenommen. Der Weg wird mir eine erdfarbne hilfreiche Hand, die mich zwischen das Waldleben der Bäume hindurchführt. Und die Bäume atmen leise. Ich dämpfe das Geräusch meiner Schritte, ihre kühle Ruhe nicht zu stören. Aber — ist es der Morgenwind, der sie anfliegt, oder der rasch hereinbrechende Tag — sie regen sich, sie flüstern; sie fühlen wohl, daß ein Mensch durch ihre Reihen geht. Und der Mensch hält an, horcht auf und glüht.

*

Der Wald steht groß vor mir, von Morgensonne übergossen. Diese mystische Gesellschaft von Bäumen, die schweigend auf mich einredet. Diese Höhe der Lärchenstämme. Ihre auffindbare Wurzelung ist vielleicht gar nicht tief, desto tiefer aber die verhangene. Und mein Schauen gräbt sich diese Wurzelung aus.

Die Stammstärke verliert sich bald in der Erde, zerscheidet sich immer mehr, wird immer dünner und verzweigter,

bis sie als unzähliges feines Gefaser verläuft. Der Blick erkennt nun: es ist unmöglich, daß eine solche Wurzelverankerung, auch wenn sie mit Erde völlig bedeckt und festgestampft ist, diese Höhe und dieses ungeheure Gewicht eines Baumes tragen könnte, wenn die Wurzelung nicht selber Kraft wäre, die sich in die Erde einbohrt und sich so mit den Kräften der Erde verbindet, indem sie diese an sich zieht; wenn sie eben nur ein Totes und nicht ein Lebendiges wäre. Das zeigt schon jedes Bäumchen, das verpflanzt wird; welch kraftvoller Stütze bedarf es da, bis es aufgenommen hat, bis es mit den Kräften der Erde verwachsen ist. Und solange es der Stütze bedarf, erweist es sich als noch nicht kräftig genug, als noch nicht hinreichend zum eigenen Leben gekommen. Denn dieses eigene Leben bedeutet: ein Angeschlossensein an verhangene Kräfte, das genug Stärke verleiht, um jede Stütze entbehrlich zu machen. Und bildet auf solche Art ein Verwachsensein mit der Verhangenheit.

Der Wald scheint mir nun noch wunderbarer, die Bäume haben mehr Leben gewonnen. Ein Heer von feinsten Wurzelfasern trägt diesen mächtigen Baumleibern die Nahrung zu, und Luft und Sonne verhelfen dem Trägerheer zu Kräften. Die Nahrung aber ist das Blut der Erde, das in unzähligem Geäder aufquillt, angezogen von der Saugkraft der Wurzelfasern. Welch ein Gemenge von Kräften, ineinander mündend und schaffend, geführt und geordnet von einer inneren Gesetzlichkeit, — von scheinbarem Chaos zu prächtigen Gebilden aufsteigend. Welche Menschenhand, welche Menscheneinsicht dürfte es wagen, hier noch ordnend einzugreifen?

Und wie mit dem Baume ist es mit dem Menschen. Nur noch wunderbarer, weil dieser viel vermögender ist. So muß er, wo er zum eigenen Leben kommt, auch zu einem noch tieferen und bewußteren Verwachsensein mit der Verhangenheit kommen. Und alle Stütze, Anleitung, Belehrung,

deren er im zarten Alter oder bei Verpflanzung und anderer Schwächung etwa bedarf, müßten darauf ausgehen, ihn diesem, seinem eigenen, Leben zuzuführen.

Anstatt dessen aber bleibt der Mensch von erdrückendem Stützwerk aller Art umgeben, das immer noch vermehrt wird und das ihm alle Verhangenheiten immer mehr vorenthält, ja wegnimmt, und mit ihnen das Erdreich seiner Wurzelung, das ihm von der Natur beigegeben ist, damit er daraus Nahrung für seine Kräfte ziehe. Denn der fortschreitende Verfall hat es mit sich gebracht, daß man das Stützwerk als die Hauptsache ansieht und nicht mehr das Gestützte, das Tote und nicht mehr das Lebendige, mit dem Erfolge, daß dieses immer mehr eingeht. So daß es nun nottut, daß der Mensch wieder eröffnet werde. Es bedeutet: daß er den Anschluß an die Verhangenheit und mit diesem sein Erdreich und seine Kräfte genügend wiederfinde, um alles Stützwerk entbehren zu können. Daß er derart sein eigenes Leben eröffne wie ein Baum, der neu aufgenommen hat und nun ein völliges Verwachsensein mit der Verhangenheit bildet.

Das ist meine Auffassung vom Sicherschließen zum eigenen Leben. Es macht mir eigentlich erst den Menschen aus. Und es läßt sich nun wohl begreifen, daß solches Menschsein an keine Aeußerlichkeiten gebunden ist, auch nicht an völkische oder Rasse-Eigentümlichkeiten, daß es vielmehr überall vorhanden sein kann, wo der Mensch noch nicht durch ein falsches Gestütztwerden seinen Zusammenhang mit der Verhangenheit verloren hat. Und die Träger eines solchen Menschentums bedeuten mir die Rasse der Menschen.

*

Ich habe mich zu dieser Darstellung durchgerungen, während der Wald voll Sonne ist und es mich mächtig in sein Leuchten hineinzieht. Das Denken ist mir oft schon beschwerlich, und nichts entlastet die Stunde so sehr wie die

Einfalt. Sich der Einfalt hingeben können, ist vielleicht die tiefste Erholung des Weisen. Aber ich bin wohl noch zu wenig einfältig und zu wenig weise. Und so ergebe ich mich wieder meinem Sinnen.

Ich staune nun nicht mehr, an verschieden gearteten Menschen ein Gleiches vorzufinden. Das Sicherschließen erbringt dieses Einende. Menschen, die sich noch so fremd scheinen, müssen durch ihr völliges Sicherschließen zu Gleichem kommen. Denn es gibt nur ein Sicherschließen (wenn auch verschiedene Grade des Erschlossenseins). Und dieses macht erst den Menschen aus, wie das In-Fühlung-kommen mit den verborgenen Kräften der Erde erst das Leben des Baumes ausmacht. (Das äußere Tun ist nicht mehr das Ausschlaggebende, weder am Baume noch am Menschen.)

Hier zeigt sich ein Wichtigstes: die Kraft, auf sich selber zu stehen, die Kraft, sein eigenes Leben zu leben, ist auch das Einende. Ein Einendes aber ist zugleich ein Soziales. Demnach erweist sich das Persönlichste als das Sozialste (wobei freilich dieser Begriff seine völlige Entartung nicht mehr in sich trüge). Denn nur die Wege des persönlichen, des eigenen Lebens führen zum Einenden in der Tiefe. Die Verschiedenheit der Lebensäußerungen herrscht nur an der Oberfläche, gleichsam nur an der Peripherie des Geschehens, und zwar umso mehr, je weniger das eigene Leben gelebt wird, weil dann auch umso mehr die Aeußerungen an der Oberfläche das Maßgebende sind. Das Einende aber ist wie ein Mittelpunkt in der tiefsten Tiefe, daraus alles Leben erst sein eigenes Leben empfängt. Je mehr sich ein Leben erschließt, umso mehr rückt es zu diesem Mittelpunkt vor, umso mehr empfängt es sein Einendes. Es ist das große Einende in der ganzen Natur. Und jede wertvolle Einigung im menschlichen Dasein muß zu ihm irgend welchen Bezug haben. Es eint auch die Rasse der Menschen.

*

Ich fühle mich müde. Die absterbende Jahreszeit erschwert mir vielleicht den Aufbau meines Menschenbegriffes. Ich liege still in der Sonne, um Kraft zu sammeln. Der Tag ist voller Glockenklänge, die mir alle Daseinstiefen aufwühlen. Man möchte ruhig liegen bleiben und lauschen und sich hineintreiben lassen in dieses unbegreifliche Gewoge von Klängen, das mit weltfernen Schauern das Herz erfüllt.

So aus der Müdigkeit heraus schaue ich die flimmernden Bäume, die blauen Berge, den hellen Himmel. Mein Lager, die Wiese, dehnt sich unermeßlich. Und jetzt beginne ich zu fühlen, immer stürmischer und wilder, und ich erkenne, was alles man dem Menschen genommen hat. Und daß es das Soziale ist, das am meisten Verheerungen in der Welt angerichtet hat. Wie es sich als Zivilisation dem Menschen näherte, ihn tätschelte und eine gefällige Tünche über ihn ausgoß, während es, einem feigen unheimlichen Raubtier gleich, ihm die Wurzeln seiner Herkunft abfraß und ihm so seine beste ursprüngliche Kraft raubte. Wie überall, wo es wirkte, die Leben ihre Angeschlossenheit an die Verhangenheit und damit ihr eigenes Leben und ihr Einendes einbüßten. Wie es sich als Frauen- und als Arbeiter-Bewegung um Positionen bewirbt, die das Weib vom Weibsein und den Menschen vom Menschsein abbringen. Wie es den Krieger roh schilt und in einem hin friedliche Institutionen schafft, die dem Menschen so lange zusetzen, bis er an Leib und Seele gebrochen ist. Wie es das Brot verteuert, und wie es überall herunterbringt, wo es auftritt: dieses Soziale von außen her, das ein Zusammenstehen von Eigennutz ist, um sich für Nützlichkeit, — ein Zusammengehen von Unvermögen, um sich für Vermögen, — ein Zusammenwirken von Unrechtlichkeit ist, um sich für Rechtlichkeit auszugeben. Und wie es endlich in diesem gemein gemeinnützigen Sinne sogar das Religiöse durchleuchten will . . . . .

Aber ich bin wieder merkwürdig ruhig geworden. Die Landschaft dehnt sich so still und ergeben in den Tag hinein, daß es mich ganz fromm stimmt. Das Ungereimte im Sozialen macht mich nun lächeln; es stolpert sicher noch über seine Anmaßung und bricht sich den Unternehmungsgeist. Und in das Religiöse kommt es doch nicht. Denn das Religiöse als Einkehr in sich, als Aufleben der Verhangenheiten des Lebens, bedingt, daß aller Unternehmungsgeist draußen bleibe.

Aber es kommt auch nicht in den Menschen. Denn Menschsein — als ein Verwachsensein mit der Verhangenheit — ist auch ein Religiöses. Es ist also gewiß ein stärker Einendes vorhanden als das Einende des Sozialen. Wo aber ein stärkeres Band wirkt, wird das schwächere nicht fühlbar. Darum: Das Soziale erreicht den Menschen nicht.

Aber auch das Nationale erreicht den Menschen nicht. Schon ein wahrhaft geeintes Volk kennt kein Nationalgefühl. Es besagt: daß es durch stärkere als nationale Bande geeint ist, durch Bande, die mehr als Sprache und Geschichte verknüpfen. An solchem Volk ist — wohl durch Ueberströmen der mächtigen Menschlichkeit Einzelner — ein mächtig Menschliches frei geworden, das besser zusammenhält als alle Nationalität. Wo aber etwas besser hält, wirkt der schwächere Halt nicht mehr. Und wenn schon an einem Volke dergleichen nachzuweisen ist, um wie viel mehr erst an einem Menschen, der mit seiner Verhangenheit verwachsen ist. Darum nochmals: Das Nationale erreicht den Menschen nicht.

Aber den Menschen erreicht auch die Rasse nicht. Nach dem, was in meiner Darstellung den Menschen ausmacht, ist sein wahrnehmbares Leben nicht das Ausschlaggebende. (Das Innere aber ist zu wenig bestimmbar. Wo über dieses geurteilt wurde, geschah es immer vom Postulat der weißen

Rasse aus, und die Schlüsse waren dementsprechend einseitig und unzureichend.) Somit sind auch die sogenannten Rassenmerkmale, an den Merkmalen des Menschen gemessen, nicht ausschlaggebend. Immerhin mögen sie ein Stück mit dem Menschen in die Tiefe gehen. Aber wo der Mensch zum eigenen Leben so frei geworden ist, daß er ein Verwachsensein mit der Verhangenheit bildet, hat dieses Menschsein alle Rasse-Eigenschaften getilgt, etwa wie Tageshelle den Schein der Lampe tilgt, und lebt die Helle dieses Aufgeschlossenseins. *Und so erreicht den Menschen auch die Rasse nicht.* Oder vielmehr ist es heute so: daß der Mensch gewissermaßen aus der Rasse austritt, je mehr er Mensch wird.

(Wie es sich fügt: — Wahrlich, das Redliche ist das Geniale! — Als ich es schrieb, wußte ich's noch nicht; aber so, wie ich das heute höre: Karl Kraus, der Mensch, steht es in diesem Licht eines Ausgetretenseins aus der Rasse. Denn an diesem Schriftsteller mögen die Rasse und das Nationale als Boden-Zuständigkeit höchstens noch auf die Form Einfluß haben. In der Weise, daß er unter dem Druck der Großstadt als seiner Boden-Zuständigkeit und der Spätzeit seiner Rasse zum Satiriker und Aphoristiker wurde. Denn jüngere Ursprünglichkeit geht vielleicht geraderen Gefühlsgang als den der Satire und ergibt sich wohl einer mehr sinnlichen Form als der des Aphorismus. Und wenn Kraus der Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß man auch innerhalb der Rasse jenen höheren Zustand bewähren könne, der einmal keiner Rasse versagt war, dagegen nicht der Meinung ist; daß dem Genius der mongolische Einschlag unbequem und die Weltordnung auf die Erhaltung des germanischen Typus abgezielt sei, so ist es mir wie ein Beleg dafür, daß es nur *ein* Sicherschließen gibt für *den* Menschen.)

Nun könnte man nur noch den Satz umkehren und

einwenden: daß manchen Rassen und Nationen dieses Menschsein eben nicht erreichbar sei. Aber das stimmt nicht. Denn Menschsein ist das ältere als Rassesein, und dieses wiederum das ältere als Nationsein.

Nunmehr ordnet es sich so an (auch dem Range nach): Zuerst der Mensch, noch geeint mit dem Mittelpunkt alles Lebens. Wo er sich zunächst loslöst, ist es, daß er sich als Rasse fühlt. Sich weiter entfernend von seinem ursprünglichen Geeintsein, scheidet er sich in Nationalitäten. Und so weiter, bis er alles ursprünglich Einende verloren hat und nun sozial wird, um einem völlig entwurzelten Sein, das mit sich nichts anzufangen weiß und nur mehr als Oberfläche haltlos umher treibt, durch äußere Sicherung nach allen Seiten Stand zu schaffen. Wodurch der Mensch zu Ständen und Bewegungen, zu Bünden und Verbänden kommt, deren immer mehr werden, bis schließlich von einem ursprünglicheren Wellengang alles wieder hinweggespült wird. Denn ursprünglich — so läßt sich folgern, der Vollendung nach, die im Anfang war — gab es nur eine Rasse der Menschen.

*

Der Tag ist frostig und bleicher geworden. Der Wald fast dunkler. Ich gehe die einsamsten Wege. Ich begegne einem rauschenden Bächlein, dem Lauschen der Bäume, dem traumverhängten Himmel. Und mit mir geht ein müder Friede.

So wandernd, sinne ich wieder dem Menschen nach. Und wie er dort, wo sein Leben den Anschluß hat, seine ganze Umgebung mit frischer Kraft speist. Es sind Kräfte aus der Verhangenheit. Und das Unwissen, der zuverlässigste Führer des Geistes, schafft sie zutage; das Wissen führt den Geist nur auf Abwege.

Ich fühle, wie es freier um mich ist, da ich alles Wissen und allen Fortschritt von meinem inneren Menschen ge-

nommen habe, und ihn nun erst wieder die unermeßliche Bahn bis zum Ursprung fortschreiten sehe. Welch ein Raum für neue Wegstrecken und für Begegnungen noch im Laufe der Jahre! Und sicher hilft es mit, daß der Mensch besser zu denen findet, bei denen er einkehren kann. Wo ihm ein Ausruhen wie an einem Feierabend zuteil wird. Wo man sich nicht mehr eint und nichts mehr vereinbart, sondern sich gegenseitig als ein Geeintes genießt. Denn des Menschen Einswerden mit dem Menschen ist nicht von jener Art, welche Leute unter sich eins werden läßt. Diese benützen sich gegenseitig, um sich zu vergnügen oder um eine Sache durchzuführen. So benützt niemals der Mensch den Menschen. Vielmehr so: Freude aus sich herausholen, läßt auch den anderen sich freuen. Macht aus sich herausholen, läßt auch den anderen sich mächtig fühlen. Geht einer in sich hinein, ist es zugleich ein Zusammengehen; schließt einer sich auf, ist es ein Sichaneinanderschließen. Und seine Sache hat jeder selber durchzuführen; denn seine Sache ist sein Leben. Ein Zusammenhalten zu solchem Zweck ist nicht durchführbar. (So hält sich nur Scheinleben.) Denn die Innenkraft eines Menschen (und darauf kommt es an) wird nur größer, wenn sie eine größere in sich aufnimmt. Durch Zusammenfügen oder Anstücken läßt sich eine solche Kraft nicht vermehren. Wenn zwei oder mehrere gleich haltlos sind, und sie halten sich erst durch ihr Zusammenstehen, so ist die Beschaffenheit ihrer Kräfte deshalb nicht anders geworden. Die vereinte Kraft nimmt nur mehr Raum ein, der Kraft des Einzelnen wird dabei wohl ein Maß-, aber kein Gehalt-Zuwachs. Und wenn dadurch jeder sich stärker glaubt, so betrügen sich alle. Der Mensch ist immer auf sich selber, auf seine eigene Stärke angewiesen, um sein Menschsein herzustellen. Der Weg hiezu kann sich ihm freilich durch andere offenbaren. Aber es gehört zur

Freiheit des Menschseins, daß es seine Stärke einzig aus dem Anschluß an ein von Menschen Nicht-Abhängiges, an ein von Menschen Nicht-Bedingtes nimmt.

(Wie zeigt sich hier das Spiel verloren, das rein intellektische Forscher mit dem ganzen Aufgebot ihres Wissens spielen, wenn sie nachweisen zu können glauben, daß Ergebnisse eines außerordentlichen Menschendaseins sich zurückführen lassen auf ein Auflesen und Zusammenstellen von Ideen durch die Menge. Ein Umstand ist freilich vorhanden, der solche Forscher — auch wenn sie völlig gewissenhaft sind — zu derartigen Schlüssen verführen mag, nämlich: daß immer wieder Hauptzüge eines außerordentlichen Menschendaseins in ältesten Zeiten aufzufinden sind. Dieser Umstand muß jedoch in der Richtung zu klären sein, daß es nur ein Sicherschließen für den Menschen gibt, und daß das Vorbild wohl schon am Ursprung vorhanden ist.)

Aber es dunkelt schon mächtig, auch in meiner Vorstellung; ich erforme mir nicht mehr meine Gedanken. Ich bin allzu müde vom Sinnen und Wandern und Stehenbleiben. Ich bedarf des Ausruhens. Bald werde ich mein Bett aufsuchen.

*

Ich bin erwacht von mildem erquickendem Schlaf. Noch dämmert es kaum, doch vom Tale klingt schon das Aveläuten herauf. Noch fühle ich das Geglättete und Ausgeruhte meines Sinnens, als auch schon wieder die verlassenen Gedenken sich einstellen, fast plötzlich, wie angeflogen; und sie scheinen geneigt, sich formen zu lassen.

Ich sehe den erschlossenen Menschen durch die Zeitläufte wirken und zwar umso tiefer wirken, je mehr er sich im Leben erschlossen hat. Die Außerordentlichsten und Erschlossensten reichen am weitesten, sie gleichen sich auch am meisten in ihrer Wirkung. Denn sie stehen einander am nächsten, weil sie mit ihrem Leben dem Mittelpunkt alles

Lebens, der alles eint, am nächsten waren. Immer aber ist es so, daß ihr Bild umso phantastischer und unwirklicher wird und von seiner ursprünglichen Beschaffenheit einbüßt, je mehr die Menge von ihnen Besitz nimmt. Bis sie zuletzt zu Göttern und Götzen der Menge verkehrt werden, wodurch allmählich ihre Umrisse verblassen und schließlich untergehen an dem Heraufkommen neuer Menschen. Er ergibt: Aus der Rasse der Menschen entstehen die Götter. Der Mensch als solcher ist dabei nicht mehr geworden. Doch solange Götter nur als gesteigerte Heroen verehrt werden, ist es nicht verfänglich. Schlimm wird es erst, wenn sie zu einer Geltung gelangen, die sie Gott gleichsetzt. Denn damit werden dem Menschen zwei stärkste Ansporne zum eigenen Erschließen genommen: sein Unwissen um Gott und das Wunderbare, das in einem Menschenleben liegt, das seinen Glanz — wenn auch getrübt — durch die Zeiten wirft. Die Instinkte des Menschen wehren sich nun gegen solchen Raub, um sich die Begriffe Gott und Mensch ungeschmälert zu erhalten. Nach dieser Richtung, die sich Gott und den Menschen erhalten will, wird darum der Drang des Menschen klären und sichten wollen.

Der intellektische Forscher aber tritt solchem Tun der Menge entgegen, ohne es als Raub zu fühlen. Er stellt zwar die Gottesschaft als ein Werk der Menge hin, begreift jedoch nicht, daß hier etwas, das den Menschen reicher macht, zurückzuerobern ist; vielmehr schickt er sich an, noch mehr fortzunehmen, indem er auch das Menschenbeispiel — dessen Lebensstärke ein ewig Unteilbares ist — als von der Menge herrührend hinstellen will. Damit erweist sich ein Forscher dieser Art als Träger der Instinkte der Menge, die darauf aus sind, sich Gott und die Schöpfung zu eigen zu machen, indem sie in den Wahn verfallen: alles sei nach und nach durch ein Zusammenwirken der Vielen zustande gekommen.

So stehen sich Mensch und Menge gegenüber. Daß der Mensch zu Höherem fähig ist, zeigt er immer wieder; die Menge jedoch ist nur zu Höherem fähig, wo sie einem Menschen untertan wird oder sich in Menschen auflöst. Immer aber ist es das Tun der Menge als solcher, das der Erschließung des Menschen entgegen ist. Dieses Tun ist Organisation; die Organisation aber lebt im Grunde davon, daß sie das Leben ausschließt. Denn das Leben wurzelt in jenem Verhangenen, das von jeher als Organisiertestes im Menschen liegt.

Es kennzeichnet die Aufgabe des Menschen: zu desorganisieren, aufzulösen. Denn der Mensch — als Ausdruck eines Lebens, das um seine ursprünglichste Freiheit ringt — ist das Konservativste. —

Im Dasein aber ist es wie ein großes Wallen. Aus dem Mittelpunkt alles Seins wirft das Unbedingte immerfort seine Wellen und bespült die Menschenmenge. Und immer und überall löst sich der Mensch ab und dringt von seiner Gebundenheit an das wahrnehmbare Bedingte durch sein Sicherschließen zum Anschluß an das verhangene Unbedingte.

Und er gewahrt nun hinter dem Unzulänglichen das Zulängliche, hinter dem Zugänglichen das Unzugängliche, hinter allem Vergänglichen das Unvergängliche, und hält sich daran.

Es macht ihn fähiger zum Bestehen alles Bedingten.

*

Den bewaldeten Gipfel des Cugal bespült verglühende Dämmerung. Auf seinen Südhängen halte ich noch Umschau. Vor mir liegt ein gewaltiger Bergzug, massig und mannigfach gegliedert, davor die lange Talung, die der Avisio eintönig durchrauscht. Alle Gipfel sind schneebedeckt, und in den Blößen des finstren Hochwalds nisten die Schneefelder wie geisterhafte Gebilde. Talwärts verläuft sich der

Schnee. Die Talsohle und die Hügel und Hänge der Sonnenseite bis zu mir empor beherrscht das Falben von Wiesen und brechendem Laub. Einsam weilend, fühle ich nochmals die ungeheure Geselligkeit der Natur auf mich einströmen, die aus mystischen Urgründen schöpft und den an sich zieht, der sich ihr zu ergeben weiß. Wie ist sie mir immer auch die Gefährtin in schaffender Stunde; ihr Atem spornt mich an, hält mir die Kräfte wach und bringt dem Erschöpften wieder Stärkung. Dankerfüllt bekenne ich mich zu ihr. — —

Der Abend ist rasch vorgerückt. Letzte Abendröte netzt den Waldboden der Lärchenstände. So umrankt noch schweres Leuchten meine heimkehrenden Schritte. Hinter mir her, wie hinter dem Hirten die Herde, läuft die ganze Ernte meines Unwissens. Zurückschauend staune ich noch darüber, wie viel dieses Unwissen aus mir heraus gebracht hat. Mag in manchem auch die Vorstellung vorausgeeilt sein, so tritt sie doch meiner Lebensführung nirgends störend entgegen. Und schließlich glaube ich zu fühlen, daß auch ich immer mehr zuständig werde zur Rasse der Menschen.

*

Nacht. Lastendes Gewölk dringt vom Süden her, schneidender Frosthauch fällt in das Dunkel. Und der breite Hof um den Mond. Das Erlöschen der Bäume, aufsteigender Nebel da und dort. So kündet sich neuer Schnee an. Das große Schweigen und Ausruhen in der ganzen Natur, das nun heraufziehen will. Und meine eigene Müdigkeit. Will es mir, dessen Sinn dem Tun der Natur völlig zugekehrt ist, eine Mahnung sein, daß auch ich die Decke des Schweigens über mich ziehen und ausruhen soll? Denn nun wird es Winter.

Ende des ersten Teiles

Maria die Magd / von J. G. Oberkofler

Hermann Hellweger zugeeignet

Dein Mund verlöscht an schamgequälten Dingen,
Ein reifes Kornfeld langt verstört dir nach;
Dein Leib wird wie ein dämmerndes Gemach,
Drin dunkle Hämmer Unerhörter klingen.

In deinem Schoß wird ein Vergrabnes wach
Und taucht in Blut von Schmerz durchglühte Schwingen:
Der Engel beugt sich, Botschaft dir zu bringen
Und überströmt dich wie ein Frühlingsbach.

Dein Grab wird herrlich. Osterfegel wehn
Von aufgerissner Himmelswunde her
Und all dein Fleisch will strahlend auferstehn.

Du bist die Flut gehemmt von keiner Wehr:
O Herr, mir soll nach deinem Wort geschehn.
Ich bin die Magd, du aber bist der Herr.

*

Gen Abend trat ich in dein kühles Zelt
Mit wunden Füßen und verstaubten Wangen;
Du wachtest treu, den Pilger zu empfangen,
Auf dich zu nehmen Kreuz und Schuld der Welt:

„Zum Abendmahle rüstet mein Verlangen
Wie eine Garbe willig auf dem Feld —"
Und Brot und Wein hast du mir hingestellt —
„Dies ist mein Leib von meiner Nacht verhangen."

Du dientest mir. Gekommen war die Zeit.
Des Oelbaums Fülle schattet über Land.
„Mich dürstet, Herr; mein Oelberg ist bereit."

Ich sah den Engel, der in Demut stand,
Den Kelch mir bot. Erfüllt war sein Geleit.
Du aber trankst den Kelch aus meiner Hand.

*

In weher Not erfüllt sich jene Stunde.
Schon blüht dein Leib wie Arons Hirtenstab.
An dunklen Toren weisen sie dich ab,
Und Nacht bedrängt dich, stille Demutwunde.

Erglühter Weizen fällt auf dich herab,
Der Dornbusch flammt aus blutzerwühltem Grunde
Und zuckt voll Gier nach deinem blassen Munde:
Der Auferstandne türmt sich aus dem Grab.

Da ruft der Engel Hirten von den Auen:
Sie bringen Lämmer, deinen Schmerz zu sühnen
Und deiner Einfalt Wunder anzuschauen.

Der Morgenstern ist über dir erschienen:
In dumpfer Reue ahnen dich die Frauen;
Doch Fürsten nahen, würdig dir zu dienen.

*

Du sahst den Sohn ans Marterholz geschlagen,
Um lichte Schläfen glühn sein Dornenkissen,
Die Hand durchbohrt, das Gottesherz zerrissen
Und seine Schultern die Verachtung tragen.

Sein Blut besprengt dich milde: Weib, sie wissen
Nicht, was sie tun. — Geborstne Felsen ragen
In Tod und Schweigen. Hoch auf Sichelwagen
Kämpft rot die Sonne mit den Finsternissen.

Da schrieen viele aus verzerrtem Mund
Und schlürften Blut und fluchten ihrem Los
Und schlugen weinend ihre Brüste wund.

Doch deine Liebe ward vor allen groß:
Du sankst erlöst in deiner Seele Grund
Und nahmst den Sohn zurück in deinen Schoß.

Der Prophet / von Ludwig Erde

Er war ein Findling und wurde als Kind lieblos umhergestoßen. So begann er frühzeitig zu denken und zu grübeln. Er verdingte sich als Diener und Koch bei einem Philosophen von Korinth für keinen anderen Lohn als die Gunst, in dessen Schule horchen und in dessen Schriftrollen lesen zu dürfen. Dann verkaufte er sich als Knecht nach Aegypten, um dort mit den Priestern zu sprechen, von denen er hörte, daß sie die Väter der Weisheit waren. Er hatte Glück und fand einen freundlichen Lehrer, einen uralten Priester, der seltene Manuskripte besaß und lange über das Wesen der Welt nachgedacht hatte. Der Greis war ihm zugetan wie ein Vater dem Sohn. Gerade aber als der Findling sich reif glaubte, die letzten und höchsten Dinge zu vernehmen, die hinter den Hieroglyphen der Tempel verborgen waren, sagte ihm der Hundertjährige: „Geh und wirke!“ Der Findling verstand das nicht recht, aber er gehorchte. Er ging nach Rom.

Das war zur Zeit, als die großen Kaiser längst gestorben waren, als Rom sich selbst vergessen hatte und einem Garten glich, den Böcke verwüsteten und Maulwürfe unterwühlten. Der Findling sah um sich Feste und Blut, sah Gesichter, die die Leidenschaft zerfressen hatte, andere, die der Schmerz verzerrte, und solche von ausdrucksloser Gleichgiltigkeit.

Geh und wirke!

Er verkroch sich in einen Winkel und studierte, bis seine Augen rot vor Lesen wurden, die Schriften, die er sich gesammelt hatte. Er wollte das Leben ergründen und das umso ungeduldiger, als er erkannte, daß das Leben um ihn verderbt und nichtig war. Er wollte den friedelosen Menschen Roms Ruhe und Glück geben. Weil Hunger und Begierden ihn quälten, griff er zu einem Mittel, von dem ihm ägyptische Einsiedler berichtet hatten: er gei-

ßelte den Leib. Schließlich war er mit sich im Reinen. Er ging auf ein Forum, wo die Vornehmen in lässigem Spaziergang den Magen für die Mahlzeit stärkten. Er stellte sich auf einen Sockel und sagte: „Dieser Sockel hat bis vor kurzem das Standbild des letzten Kaisers getragen, der jetzige hat es gestürzt, wie er den Kaiser gestürzt hat, der künftige wird das Bild aus den Sümpfen fischen lassen und wieder erhöhn — der Purpurmantel ist ein Gewebe, das Menschenfinger leicht zerreißen können — alle menschlichen Geschäfte sind ein vergängliches Spiel. Wehe dem Menschen, der nicht auf sie verzichtet."

Auf dem Forum ging der Barbar auf und ab, der die kaiserliche Leibwache anführte. Seine Toga säumte ein breiterer Purpur ein, seine Arme umfaßten schwerere und plumpere Spangen als die der übrigen. Schmeichler sagten dem Barbaren: „Hörst du nicht? Er lästert die Heiligkeit der Majestät!" Der Barbar lachte laut: „Ein Narr, ein Gaukler."

„Ihr geht zum Mahl, sitzet ihr aber davor, hindert der Ueberdruß eure Kehle am Schlucken. Ihr geht in die Arena und aus dem Sand grinst die Langweile euch entgegen. Was nützt es auch, ob der Fechter Sporus oder der Fechter Androklus fällt? Was nützt es, ob die Dirne Lydia oder ob das Weib des Cäsar euch den Reiz enthüllt? Alles Fleisch verfault. Der Ekel, der an eurem Herzen frißt, frißt weiter."

Die Römer fingen an den Mann zu betrachten, der von der Langweile sprach. Seine Haut war Leder, seine Augen brannten tief zwischen den Knochen, Haar und Bart waren zerzaust; das Kleid aber gürtete ein Strick, derb und voll Flecken, die braun wie Rost waren. Der Findling stieg vom Stein, ging langsam umher und hatte die Augen auf den Boden geheftet: „Ein Grab ist die Erde; die Pflanzen und Würmer, die da Menschen heißen, sind bloßer Schimmel."

Er zeigte auf die Paläste und Tempel: „Der Marmor zerbröckelt. Ihr vermählt euch mit Eitlem. Ihr seid in Gold und Leinen armselige Bettler."

Fast senkrecht standen die Sonnenstrahlen auf dem Markt. Unbeweglich, dick. Der Findling gürtete den Strick ab, entblößte den Leib. Die Römer lachten — eine häßliche grindige Haut überspannte ein Gerippe. „Büffelbart, was willst du mit dem Strick?" „Wer seines Fleisches nicht Meister wird, verfehlt den Weg zum Geiste." Das Gerippe schwang den Strick, schlug sich unbarmherzig auf Brust und Rücken, und die magere Brust hielt, zuckte kaum unter den Wunden, deren Blut ringsum spritzte. Die Römer starrten regungslos, dieses Schauspiel kannten sie nicht. Die Schläge dröhnten über den Platz und erinnerten die Spaziergänger an das göttliche Strafgericht, mit dem sie einst in der Schule geschreckt wurden. „Laß das, Vater!" — der Barbar hielt die Hand mit der Knute fest. —

*

Die Worte und das Gebahren des Findlings stachelten die verbrauchten Nerven von Roms Müßiggängern auf. Er war eine Abwechslung. Der Barbar und dessen Freunde gründeten für ihn eine Schule, in einem Landhaus vor Rom. Sie staunten ihn dort einmal an wie ein seltsames Tier, nannten ihn andremale den Propheten.

Einiges Volk der Stadt lagerte sich im Garten des Landhauses und berauschte sich an den Drohworten und Verheißungen des Findlings. Unermüdlich sprach der. Er malte die Hinfälligkeit des Lebens aus, schilderte die Zwecklosigkeit aller Freuden, pries die Weisheit glücklich, die dem Tand entsagt hatte. Der Geruch des Todes stieg aus seinen Worten — „Wir Elenden, wir Elenden", murmelten die Hörer. Eine Dirne lachte. „Teufelin, was störst du das Werk der Männer?" Der Prophet hetzte die Männer auf, sie mußten die wenigen Weiber, die gekommen

waren, mit Schlägen aus der Versammlung treiben. „Jagt sie, habt nicht die Luft mit ihnen gemein. Sie locken euch mit dem Fleisch und ihr flieht von eurem Jammer in die Lust — die Lust endet und euer Jammer wächst."

Das Volk war nach Rom zurückgegangen. Der Prophet saß ermüdet am Steintisch des Gartens und starrte auf den Schatten der Sonnenuhr, deren Linien in den Stein gekratzt waren. Ein Schauspieler, der zu den engeren Freunden des Hauses gehörte, sagte: „Die Uhr maß einst die Zeit der Spiele, die hier im Garten gehalten wurden. Unser Glanz ist verblichen wie unsere Götter — es ist einsam um uns geworden. Warum bist du eigentlich gekommen, unsern Tod zu stören?" Der Prophet antwortete: „Deine Seele ist einsamer als die verlassene Arena des Gartens." „Du bist mit nichten ein Prophet. Wäre meine Seele einsam, hätte sie Ruhe, so aber quälen sie Zweifel und Unruhe." „Und warum schlägt dein Herz voll Angst und Unruhe?" „Ich frage dich — was würdest du uns raten?" „Ehe du nicht die Seele aus dem Schein hebst, ehe wartet deiner nicht der Friede, den du ersehnst." Der Philosoph und Patrizier, dem das Landhaus gehörte, lächelte: „Jeder strebt nach Glückseligkeit. Du freust dich am Eifer — warum läßt du nicht andere sich in ihrer Lust erfreuen?" „Hüte sich ein jeder vor den Lauen, die da nicht ja und nicht nein sagen." „Das Laster und die Schlechtigkeit gehören einmal in die Welt, wie der lächerliche Vers ins Lustspiel paßt, wenn er auch für sich allein unvernünftig ist." „Vermenge keiner das Äußerliche mit dem Innerlichen. Laßt die Possen dem Tier und kehrt die Vernunft zum Geiste." Der Prophet stand auf, mit bebenden Lippen und zitternden Händen baute er vor den Männern sein Gedankengebäude. Hoch schwebte dessen Fundament über der Erde, daß deren Schmutz es nimmer erreichen könnte; in den Schleiern des Äthers verschwand dessen Spitze. „Die Herrlichkeit des Geistes, die im Innersten

ruht, vermag der Mund nicht zu beschreiben. Sie ist die Einheit, die in sich selbst geschlossen ist, wie die Schlange, die sich zum Kreis biegt. Tausendfach verzweigt sich der Stamm des indischen Feigenbaumes und jeder Zweig trägt tausend Blätter — so faltet sich der Eine Geist in tausend Wesen auseinander und treibt seine Spitzen bis in die menschlichen Seelen hinab. — Wider den Geist aber ist die Erde. Ihr Stoff ist feucht und finster; er gebiert Fliegen und Schmeißwerk; er dünstet die bösen Genien aus, die die menschlichen Seelen verderben." Der Prophet sprach nicht weiter, doch sein Gemüt war dem Bilde weiter hingegeben. Der Philosoph störte ihn: „Mann der Verzückung, und wo sitzt das Leben und strömt in unser Blut ein?" — „Wie sprichst du? Hast du mich nicht gehört? Ich habe doch alles gesagt. — — Du einziger Geist bist Leben und du bist gut. Was von der Erde ist, ist böse. Wer ihr dient, sei verflucht!" Der Prophet sank auf die Bank. „O Mann des Eifers, alles was die Natur mitbringt, ist mir eine liebliche Frucht. Du mußt die Früchte nur genießen lernen. Gut und böse sind ungeschickte Worte." Der Prophet hörte nicht. Der Barbar fragte: „Warum quält ihr ihn?" Der Schauspieler antwortete: „Hörst du nicht, daß er mich quält!" — er rührte den Propheten an — „Komm zu dir! . . . Prophet, der du wähnst, die Komödie erkannt und verbessert zu haben, warum sprichst du vor uns?" „Ich gebe euch die Lehre, die zur Wahrheit führt und zur Ruhe." „Heißt du nicht die Welt vergänglich und eitel?" „Wohin zielst du?" „Warum leuchtest du ins Narrenhaus? Wenn alles eitel ist, sind dann nicht auch deine Sprüche eitel und du tätest besser zu schweigen?" „Die Lehre ist nicht eitel. Eitel ist dein Spott!" Der Philosoph sagte: „Mann der Ueberzeugtheit, dein Atem keucht — ist der Eifer weniger eitel?" „Zweifler, was verfolgt ihr? — Euer Gift frißt euch selbst!" „Der Tadler

stirbt mit dem Getadelten, in kurzer Zeit sind nicht einmal mehr ihre Namen übrig" — der Philosoph lächelte wieder — „Freund, nur der wenig redet ist weise. Du schiltst ohne Ende unsere Eitelkeit; weißt du, daß der Polterer immer von dem Uebel angefressen ist, weswegen er die anderen schmäht?" Der Leib des Propheten zitterte, Schweiß rann ihm über die Schläfen; auf den Wangen, die von der Sonne braun waren, brannten rote Flecken auf —: „Verführer, nun erkenne ich dich! Versucher — du zielst nach meinem Herzen!" Er faßte sich noch einmal zusammen: „Tor, was beginnst du? Keiner ist ausgeschlossen vom Heil; dein Irrweg aber wird unermeßlich sein." Er sprang auf: „Die Lehre ist stärker als aller Hohn! Sie besiegt alle Schwäche!" Seine Glieder, die vordem müde in sich zusammengesunken waren, jagten im Kreis um das Beet vor dem Tisch. Der Schauspieler hob bittend die Hände: „Prophet, ich glaube — Prophet, laß mich trinken vom Quell." Der Erregte hörte ihn nicht, hetzte sich weiter ums Beet. Er warf sich auf die Knie in den heißen Sand, riß das Gewand entzwei, und der fürchterliche Strick peitschte wieder Brust und Rücken. Der Schauspieler lief davon, der Philosoph ging langsam nach. Der Barbar allein blieb im Garten. Er hockte stumm auf der Bank, beobachtete den rasenden Geißler. Als der ohnmächtig niedergesunken war, wusch er den blutenden Leib, hüllte ihn in das Untergewand von blendend weißem Leinen, das er trug, hob ihn vom Sand ins Beet. Er sagte den Gefährten: „Gehen wir — der Vater ist ein Zauberer. Er ist zum König entrückt, den er uns geschildert hat. Wenn er zu uns wiederkehrt, wird er neuer Weisheit voll sein." —

Der Schauspieler gab den Beruf auf. Mitten in der Komödie belästigte ihn auf einmal die Frage: wozu spielst du? Er fiel aus dem Charakter, den er mimte; seine Gesten schienen ihm von fremden Händen gespielt, seine Worte

von fremden Zungen gesprochen. Mühsam, beifallslos kam er mit der Rolle zu Ende. Der kaiserliche Beamte, der das Komödienhaus leitete, stellte ihn zur Rede. „Warum soll ich die Leute erheitern? Warum sollen sich die Leute an mir erheitern? Was nützt es, wenn Langweile Langweile vertreibt?“ Der Schauspieler ging ins Landhaus, zahlte dem Patrizier Zins und mietete sich ein.

Auch andere, die im Landhaus verkehrten, fielen aus den Rollen. Ein Volksredner verließ das Forum, ein Schreiber die kaiserliche Kanzlei, junge Vornehme ließen ihre Mädchen und Musikanten in Stich. Die zu wenig Geld zum Nichtstun hatten, lebten von den Resten, die von den Wohlhabenden abfielen. „Es ist einzig würdig des Menschen, sich aufs Ende zu bereiten.“

Der Philosoph drückte sich einen Kranz Rosen aufs Haupt, nahm einsam in der Haushalle das Mahl. Vorm Trunk sprengte er ein paar Tropfen Wein auf den Boden: „Segne mich, Klugheit der Mäßigung. Meine Gefährten hat ein Toller verführt.“ Er überließ die Hausverwaltung mehreren Sklaven und zog in die Stadt. —

*

Der Prophet stand eines Nachts in der Arena, den Blick gegen das Gestirn Orion gerichtet. Der Barbar trat zu ihm. „Vater, ich suche dich.“ „Umsonst heißt du mich Vater, ich bin nicht älter als einer deiner Brüder.“ „Dein Haar wird grau.“ „Die Wanderschaft hat es gebleicht.“ „Woher stammst du? Wir wissen keiner, woher du gekommen bist.“ „Wo der Vater der Flüsse zum letztenmal über die Felsen fällt, sitzt der Hundertjährige. Seine Nahrung ist nicht Brot und Fleisch — sie ist die Weisheit, die war, ehe die Erde und der Himmel waren . . . Stern der Güte, du führst den Wanderer durch die glühende Wüste, grüße die Augen des Greises.“ Der Barbar sann nach: „Hat dich der Hundertjährige gezeugt?“ „Ein Tropfen der Weis-

heit netzte meine Lippen, und mein Herz frohlockte.“ „Weißt du, wer Odhin ist?... Als Kind lebte ich an einem Fluß, breiter als der Tiber und tiefer und doch stiller. Wir opferten Odhin Pferde und Römer und er schenkte uns Sieg. Er ist ein mächtiger König, er waltet in einem glänzenden Himmel voll Krieg und Lärm. Er ist nicht mit uns gezogen, seine Priesterinnen blieben am breiten Fluß... Stammst du von Odhin?“ „Ich bin in der Wildnis geboren — mein Vater war der Tau, meine Mutter die Luft — dort haben sie mich gefunden. Ich kenne Odhin nicht.“ „Die Christen unter der Stadt — sie sind Hunde, die ihren Herrn verraten — aber sie opfern einem weißen König, der über Odhin herrschen soll; stammst du von ihm?“ „Die Weisen lehrten mich, die Christen sind jung, die Weisheit jedoch ist alt.“ „Aber du hast mit ihrem König Verkehr?“ „Ich kenne ihren König nicht.“ „Bruder — du sagtest es mir, daß du's wärst — Bruder, der Weg vom Hundertjährigen im Süden ist weit nach Rom; wer hieß ihn dich gehen?“ Der Prophet sah gegen den Horizont, über den der Fackelglanz der nächtlichen Feste Roms winkte: „Ich weiß es nicht. Mein Lehrer verabschiedete mich — ich ging nach Rom.“ „Du sprichst also nicht mit Odhin und nicht mit dem weißen König — Bruder, warum willst du dann mehr sein als wir?“ „Wurm, verkriech dich ins Haus, stör die Nacht nicht“ — die Augen des Propheten funkelten und spiegelten die Sterne. Der Barbar verhüllte das Gesicht: „Vater, ich glaube schwarze Schatten schwirren um dich — hilf mir — ich suchte dich!“ „Was willst du?“ „Vater, das Weib des Cäsar gab mir den Schlüssel zu ihrem Gemach! Die Kaiserin wartet auf mich. Ich bin des Kaisers Wächter — Rom wartet auf mich und des Cäsar Gold.“ „Was willst du von *mir*?“ „Die Kaiserin ist stark und schön, ihr Haar ist gelb wie Gold und voll Duft. Italien hat nicht ihresgleichen! Vater, du bist

doch ein Zauberer, ich habe es gesehen — hilf mir zum Sieg.“ „Tier, paar dich mit dem Tier.“ „Warum schimpfst du die Kaiserin? Ich begehre die Kaiserin!... Vater, hast du nicht auch einmal ein Weib begehrt?“ „Verruchter, dein Atem haucht Pest durch die Nacht!“ Der Prophet ging. Vorm Arenator blieb er stehen, hoch richtete er sich auf: „Es ist keine Brücke vom Geist zum Fleische.“ Der Barbar eilte ihm nach. „Vater, bleib — du trägst Schuld an mir! Hör mich! dein Zauber hat meinem Arm die Kraft genommen! Ich spür es! Du hast mein Schwert stumpf gemacht! Gib mir meine Stärke wieder!“ „Du erschlägst den Kaiser und es wird die Zeit kommen, wo dich der Kaiser wieder erschlägt.“ „Weißt du das? Kehren die Toten wieder?“ Die Arme des Propheten rauschten flügelgleich, schüttelten sich über der Arena: „Ich höre das Blut, das geflossen ist, rauschen nach Vergeltung. Die Toten stehen auf. Ich höre die Mörder schreien vor der Wut der Gemordeten. Die Erde dampft vor Sünde und kocht zu neuer Sünde auf. Ihr Fluch ist ewig.“ Der Barbar verbarg wieder das Haupt, er sah die Arena beben, tote Hände aus dem Sand greifen —: „Vater, sprich nicht!“ Er schwankte, klammerte sich ans Kleid des Propheten. „Vater, Vater — sie werfen mit den goldenen Ringen des Cäsar nach mir. Rette mich!... Vater, was soll ich tun?“ „Du weißt es.“ Der Prophet ging, der Barbar sank in den Sand. Der Fackelschein über Rom wurde schmutziger und erlosch.

In den schattenverhängten Augen des Propheten aber brannte das Feuer des Triumphs. Als er am nächsten Tag sprach, griffen seine Arme empor, als könnten sie den Himmel niederziehen und in seiner stürzenden Wucht die Sünde und die Erbärmlichkeit der Erde für immer begraben. —

*

Die Neugier der Kaiserin den Mann zu sehen, der dem Barbaren den Mut verredet hatte, überwog ihren Zorn, daß sie getäuscht worden war. Sie ließ den Barbaren am Leben und befahl den Propheten zu sich. Der gehorchte. Die Erfolge hatten ihn verblendet, er wollte neuen Sieg gewinnen. Die Kaiserin war in ein einfaches Gewand gehüllt; sie urteilte, der asketische Mann müsse durch Demut verführt werden. Aber alle Künste scheiterten am Propheten. Er blieb hart und beleidigte die Kaiserin durch grausame Schmähungen. Das Weib wurde des Spieles bald müde —: „Warum bist du eigentlich stolz? Du hast Jünglinge ohne Jugend und Männer ohne Tat überredet, das ist leicht. Du kennst nur Bücher und nicht das Leben."

Der Prophet konnte die Worte der Kaiserin nicht vergessen. Heimgekehrt, trat er vor die Jünger, prüfte sie. Was er beobachtete, erschreckte ihn: stumpfe Gesichter ohne Ueberzeugung, ohne Entschluß, ohne Begeisterung. Er fragte den Schauspieler: „Bist du glücklich?" „Ich wüßte nicht, weshalb ich glücklich sein sollte." „Warum hast du dann die Komödie aufgegeben und bist zu mir gekommen?" „Zu dir?! Es ist angenehmer, müßig der Weltlangweile zuzusehen als im Schweiße." „Wo ist dein Glaube geblieben?" „Wo sind die Wolken geblieben, die gestern am Himmel waren?" Der Prophet fragte einen anderen: „Bist du glücklich?" „Ich bin meiner müde, das ist alles." Ein dritter sagte: „Prophet, wir sind jetzt alle hier — ich weiß nicht, wen du noch bekehren könntest — ich fürchte, es wird nun auch bei dir langweilig werden." Der Prophet fragte nicht weiter. Der Rausch des Sieges verflog, seiner Seele bemächtigten sich Zweifel. „Der Schall des Wortes hat sie verführt — mir gehört nur ihr Ohr, nicht ihr Herz."

Der Prophet fing an, den eigenen Lehren zu mißtrauen. Seine Bilder, seine Reden rissen mitten im Satz ab und die Lider schlossen sich ihm, als dürfte die Gemeinde nicht

die Stürme ahnen, die seine Seele verwüsteten; dann wieder schäumte sein Mund Verwünschungen gegen alles Leben, unerhörte Flüche, unter denen die Hörer zusammenschauerten.

Er wich den Jüngern aus, aß nicht, schlief nicht; eine Stimme rief ihn, unausgesetzt, eindringlich, stach durch sein Herz, scheuchte ihn von Mahl und Lager — der Prophet wollte dem Leben begegnen, das er nicht kannte und das er verfluchte. Der innere Zwist begann ihm bald die Gewalt über die Menschen zu entziehen; Gelächter, Witz störten die Gespräche. Er eiferte wider sich selbst, suchte die Stimme zu betäuben, die ihn durchzitterte. Seine Wunden vernarbten nicht mehr, seine Augen wurden Kohlen, deren Glut verzehrender Atem anblies. Die Römer, die der Gladiatoren Kämpfe gewohnt waren, flohen schneller denn je vor dem Strick; er war ihren Nerven zu viel. Nur der Barbar hielt bei ihm aus; denn jeder Schlag erleichterte sein Herz, war ihm Vergeltung für den Verlust, den er durch den Propheten erlitten hatte.

Einmal, in einer Nacht, die jener anderen unheimlich glich, hatte der Prophet den Barbaren zu sich in den Garten gebeten. Er strich die Haare aus dessen Stirn, senkte verlangend die Augen in die Augen des anderen: „Sohn, erzähl mir von deinem Leben." Der Barbar redete wirr vom Opfer, das er gebracht hatte. „Nicht doch, mein Sohn, sprich, sprich mir von dir. Was ist dir begegnet? Was hast du getrieben?" Der Barbar lachte roh: „Willst du Sünden hören und Eitles?" Der Prophet schied, kehrte zurück: „Du begehrtest die goldenen Ringe des Cäsar?" „Du hast sie mir gestohlen!" „Sohn, liebtest du das Weib des Kaisers?" Frostschauer schüttelten den Barbaren. Er riß den Strick vom Rock des Propheten und schlug auf ihn ein. Unbarmherzig, lange. Er schlug die Erinnerungen nieder, die der Prophet geweckt hatte. Dann wachte er, eine Furie der Rache, neben dem Bewußtlosen. —

*

Und wieder eine Nacht. Der Prophet verließ das Landhaus, hastete dem roten Rauch zu über Rom. Er sah nicht rechts, nichts links, er sah nur die Straße, die sich abrollte wie aus einem Knäuel in einer unsichtbaren Hand und die ihn mitrollte. Der Prophet ging aus nach dem Leben. Er ging des Nachts, weil er die Menschen am Tage unaufrichtig glaubte, sie konnten sich zu leicht hinter den gleißenden Farben verbergen. Hinter ihm liefen Schatten, lautlos wie Hyänen, die der Beute folgen. Der vorderste kam manchmal dem Propheten so nahe, daß dieser die vorsichtigen Schritte hörte, die gierige Nähe spürte — aber er blickte sich nicht um, der Knäuel rollte zu rasch.

Die ersten Häuser, niedrig, dunkel; Quartiere von kleinen Bürgern und verabschiedeten Soldaten. Durch die Ritzen einer Tür schimmerte Licht; Gezänke, Lärm von Krügen und Kannen drang auf die Straße. Der Prophet lehnte sich an die Mauer gegenüber der Schenke, horchte. Hauste drinnen das, was sie Leben nannten? Die Tür krachte auf, Fackeln blendeten den Propheten, ein Gegenstand wurde aus der Schenke geworfen, fiel dumpf auf, die Tür schloß sich wieder. Der Gegenstand lebte. Der Prophet näherte sich ihm. „Eine Teufelin!“ Das Mädchen stöhnte, der Prophet stieß es mit dem Fuß an. „Leidest du?“ Das Mädchen krümmte im Bogen den Körper auf, sank zurück; Blut sickerte ihm aus Hals und Kopf. Der Prophet trug es aus dem Dunkel an eine freie Stelle, wo es Wasser gab. „Du sollst mich küssen — Agosto“. Das Mädchen öffnete die Augen. Der Prophet wandte sich ab: „Schweig, dein Mund flucht und deine Augen sind unrein.“ „Agosto...“ „Ich bin nicht Agosto“. „Agosto — trag mich in die Sonne.“ „Hier gibt es keine Sonne“. Das Mädchen bewegte unruhig den Körper; der Prophet kühlte ihm von neuem Schläfen und Puls. „Agosto — küssen — — küssen —“. Stille. Nur das Wasser tropfte im Brunnen und die Schenke

sandte ein dumpfes Geräusch herüber. Die Augen des Mädchens waren starr und gleich milchigem Glas; die Wunden flossen nicht mehr; das Blut, das aus der Stirnwunde nach beiden Schläfen geronnen war, umschloß das Haupt wie ein rostiger Eisenreif. Der Prophet kauerte sich an der Leiche nieder und betrachtete den halboffenen Mund; der letzte Wunsch saß ihr noch immer auf den Lippen. „Sie sterben ohne Frieden, ich wußte es.“ Er versuchte ihr den Mund zu schließen. Es kicherte hinter ihm, da er aufstand und weiter ging.

Am Tiber fand ein Bacchanal statt. Die Füße des Propheten versanken in Rosen, in sein Gewand verfing sich der Schein der großen Feuer und der Dunst des Weins. Ein Weib stellte sich ihm entgegen. Es war nackt, über die Schulter hing die Hälfte eines zerrissenen Leoparden. „Iß von der Katze und genieße mich; ich zerreiße dich sonst.“ Der Prophet tastete nach dem Strick wie ein Schiffbrüchiger nach dem rettenden Seil. Das Weib umschlang ihn, ihr Atem erhitzte sein Gesicht. „Verschmähst du mich?“ „Pfui — du bist die Kaiserin.“ „Kümmert's dich? Du bist meine Beute.“ Sie preßte ihn an den Leib, biß in seine Wangen. Die Schläfen des Propheten hämmerten, vor seinen Augen wogte, leuchtete das blonde Haar. Zecher und Dirnen umringten die beiden. Der Prophet schrie auf; er sah seine Jünger im Kreise tanzen und heulen. Der Schauspieler machte lüsterne Gebärden, der Barbar schwang drohend eine Tierkeule; hinter dem Reigen aber stand der Philosoph, Blumen um die Stirn, und lächelte. Die Kaiserin schrie: „Du bist unschuldig — wie süß ist dein Blut! Komm — komm!“ Der Prophet stieß die Kaiserin von sich und durchbrach den Reigen. „Zerreißt ihn, opfert!“ Ein Tänzer verrannte ihm den Weg, der Prophet schlug ihn gegen die Brust, sah ihn taumeln, blutbrechend fallen. Er erreichte den Tiber, schwamm an eine Stelle des anderen Ufers, die der Fackel-

schein nicht mehr erreichte. Er warf den nassen Mantel von sich und gürtete den Strick um den bloßen Leib.

Zwei Stimmen haderten im Propheten. Die eine sagte: „Du bist dir untreu — die Jünger waren auf dem Fest, du bist vor dem Tode geflohen — du weigerst dich, die Erde zu verlassen.“ Der Prophet blieb stehen, er wollte zurückkehren: „Sie werden mich zerreißen, und mein Tod wird die Lehre besiegeln und ihr die Herzen der Jünger öffnen“. Die zweite Stimme antwortete: „Du bist nicht ausgezogen, von Bacchanten gemordet zu werden — suche — suche.“

In einem Schupfen brannte eine Laterne. Sie stand auf einem Wagen und neben ihr hantierte ein Greis an einem Körper, der auf dem Wagen lag. Es war ein Arzt. Der Prophet trat ein. „Wen heilst du so spät“ „Ich untersuche bloß.“ „Wen untersuchst du?“ Der Arzt richtete sich am Wagen auf, über den er gebückt geblieben war: „Du fragst ungestüm. Dieser ist der Gladiator Marcus, der heute vom Netzkämpfer Glaukon verwundet wurde. Hast du das Fest am Tiber nicht gesehen?“ „Dein Mitleid scheint groß; du kümmerst dich rasch um den Verwundeten“. „Marcus gehört dem Patrizier Anicetus. Der will ihn morgen gegen seinen Tiger kämpfen lassen. Deshalb eilt die Untersuchung.“ Die Züge des Propheten wurden müde und traurig: „Ich bin umsonst gewandert; die Erde ist unrein und eitel, das Treiben der Menschen ist erbärmlich und äußerlich.“ Er knüpfte den Strick ab. „Wer bist du, daß du so anmaßend urteilst? Was machst du mit dem Strick?“ Der Prophet schlug sich; der Arzt riß ihm den Strick aus der Hand, warf ihn in die Ecke: „Was treibt dich nackt in die Straßen? Du scheinst mir vom Fieber befallen.“ „Ich habe das Leben gesucht, das sie alle preisen. Ich habe eine Nacht verloren.“ „Willst du in einer Nacht das Leben erkennen?“ „Wie die eine Nacht sind die anderen Nächte. Was die Menschen Leben heißen, ist ver-

gänglich und nichtig." Stimmen kamen die Straße herauf, der Arzt schloß das Tor, untersuchte wieder den Verwundeten; er achtete nicht weiter auf den Propheten; als er aber heimkehrte, sagte er ihm: „Begleite mich; vielleicht findest du, was du suchst." —

*

Der Prophet wohnte beim Arzt in der Fechterschule. Diese war in einem Dorfe am Meer, ein paar Stunden außer Rom gelegen. Der Prophet wurde Gehilfe des Arztes. Der erzählte ihm: „Bevor ich nach Rom kam, starben Jahr für Jahr mehr als tausend Fechter, die in der Arena nur verwundet wurden, im letzten Jahr ist kein einziger von den Verwundeten gestorben." So oft der Prophet konnte, weilte er am Meer. Der ferne Horizont, der hohe Raum weiteten seine Seele. Er hatte vordem in Italien nur die Stadt gesehen und das Landhaus und die staubige Heerstraße, die am Landhaus vorbei in die Stadt führte. Die Seeluft und der Schollengeruch, der von den Feldern hinterm Dorf kam, kräftigten seine Gedanken. Er betrachtete aufmerksam die kleinen Tiere, die zwischen den Strandsteinen liefen oder sich auf ihnen sonnten, freute sich, mit welcher Beharrlichkeit sie ein Hindernis bewältigten, mit welcher Umsicht sie einem Feind auswichen oder auf Beute lauerten. Zuerst wollte er die Tiere zählen, die er beobachtete; die Menge und die Verschiedenheit der Tiere zwangen ihn jedoch, den Versuch aufzugeben. Nach einer Woche wurden der Arzt und er zu einem gebärenden Weib gerufen. Der Prophet betastete behutsam das neugeborene Kind; der Arzt fragte ihn: „Warum zerdrückst du's nicht? Warum hast du ihm ans Leben geholfen? Die Erde, die es tragen wird, ist eitel." Der Prophet schwieg; als sie aber am Strand standen und die Abendsonne den Wellen goldene Kämme gab und den Ufersand rötete, antwortete er: „Die Erde ist gut und stark, nur die Menschen werden erbärmlich.

wenn sie es vergessen." „Die Sonne versinkt, das Licht erlischt — was du eben bewunderst, ist bald tot und vorbei." „Ich bin am Meer gesessen, ehe der Tag anfing, und ich habe die Sonne neu aus dem Wasser sich heben gesehen" — der Prophet wurde leiser — „ich glaube, das Leben besiegt immer von neuem den Tod." „Denkst du nicht mehr an deine Jünger? Werden sie dich nicht suchen?" ‚Ihre Freude wird umso größer sein, wenn ich wiederkomme. Denn ich habe gefunden."

Es dämmerte noch. Der Prophet ging zwischen den Feldern zur Hütte, darin die Frau entbunden hatte. Das Weib war mit dem Gatten vor der Hütte. Der Mann hatte Feldgeräte über der Schulter, das Weib hatte den Knaben an der Brust. Der Mann küßte den Knaben und schritt feldein. Der Prophet blickte ihm nach. Der wuchtige Leib war von der Dämmerung längst verzehrt, immer noch glaubte aber der Prophet ihn durch die aufgebrochene Erde schreiten zu sehen mit den Arbeitsgeräten auf dem breiten Rücken und dem schweren Gang und schweren Gebärden. Geh und wirke! Der Prophet näherte sich dem Weib. Es hatte sich auf die Schwelle gesetzt — Mutter und Kind waren eingeschlafen. Die Brust, die dem Knaben Nahrung gegeben hatte, quoll aus dem Gewand der Mutter. Der Prophet starrte die Schlafenden an — er sah das gewöhnliche Weib nicht mehr, er sah die Erde vor sich sitzen mit der strotzenden Fülle Kraft, die sie barg, und der Knabe wurde ihm zu allem Reichtum, den die Erde täglich neu bildete. Sein Geist schauderte unter der Gewalt des Sinnbilds, das sich vor ihm enthüllte. Er beugte sich nieder, und berührte mit scheuen Lippen die Brust.

Lachen zerbrach die Morgenstille. Das Weib fuhr empor, der Knabe schrie und kollerte aus dem Schoß. Der Prophet fing ihn auf. „Betrüger, wir haben dich! Es ist keine Brücke vom Geist zum Fleisch! Heuchler, du gehst geheime

Wege!“ Hinter dem Propheten brüllte der Barbar, daß Schaum seine Lippen bedeckte; um ihn standen andere Jünger. Der Prophet sah sich verständnislos um; da er die Jünger erkannte, jubelte er: „Freunde, ich habe Wahrheit gefunden, der Irrtum ist von mir gefallen — aber ihr hört nicht?“ Der Schauspieler sagte: „Vier Stunden bin ich hergelaufen, ich bin müde und möchte schlafen, nun hat die täppische Hast des Barbaren mein Vergnügen gestört. Ich freute mich auf die Vermischung des reinen Geistes mit dem irdischen Fleische.“ Der Barbar raffte Steine auf: „Hund, wo ist mein Gold und mein Ruhm?!“ Der Schauspieler hielt den Arm des Barbaren fest: „Prophet mit der doppelten Zunge — sprich, wie lautet die neue Wahrheit?“ Der Prophet hielt dem Schauspieler das Kind entgegen. „Mann, du bist kindisch geworden“ — der Schauspieler lachte — „sag einmal, wohin bist du unlängst verschwunden, nachdem du mit der Kaiserin getanzt hattest? Mann der Wahrheit, du bist schier kein übler Tänzer. Der Barbar hat wie dein Junges vorhin geheult, weil er dich nicht finden konnte.“ Der Prophet begriff den Schauspieler nicht; der wandte sich zu den Gefährten: „Ihr habt geweint, da ich das Komödienhaus verlassen hatte; der Stümper, der mich vertreten hat und mich nachgeahmt hat, hat euch gelangweilt. Flechtet Epheu ins Haar, ich spiele noch heute.“ Beifall lohnte die Rede, der Barbar indes schrie: „Steinigt ihn, er hat euch betrogen! Er ist ein Schwarzkünstler! Er hat meine Stärke verzaubert!“ Der Schauspieler zog den Barbaren mit sich: „Willst du mir noch ein paar Stunden stehlen? Hast du ihn nicht der Gaukelei überwiesen? Also, sein Zauber ist gebrochen. Ich bin hungrig.“

Der Prophet gab der Mutter das Kind, sah hinter den Männern her, die seine Jünger gewesen waren. Ein Mann kam ihnen entgegen, hielt sich bei ihnen auf, kam näher. Der Prophet erkannte den Philosophen. „Weißt du's, wa-

rum sie gegangen sind?" „Du wirst unbequem — der Schauspieler zumal kann dir die beiden Nächte nicht verzeihen — er hat wunde Füße." „Sie wollten mich nicht hören?" „Freund, alles ist eitel, am eitelsten ist der Wahn. Geh! du wirst müde sein, mein Haus bleibt dir offen wie früher." „Ich brauche dein Haus nicht mehr." „Wo wirst du deine neue Wahrheit lehren?" „Es gibt keine Lehre." „Du bist klein im Unglück geworden!" „Die Welt ist stärker als die Lehre; sie läßt sich nicht in eine Formel fassen." „So bist du endlich zu dem gekommen, was ich dir vor Wochen gesagt habe — jedes Ding ist lieblich und gut, man muß nur den lieblichen Anblick finden!" „Nein, dein Mund redet vielleicht stark und weise, aber dein Herz ist schwach und leer. Du bist alt und deine Freunde sind alt. Du hast gespottet, andere haben gewimmert — euer keiner hat die Kraft besessen wider mich zu streiten mit wirklichem Tun. Rom wird fallen, ihr werdet fallen vor jenen, die jung sind." Der Prophet ging. Der Philosoph sagte sich: „Er ist ein Mann des Uebermaßes — er kennt keine Grenze, er ist entweder diesseit oder jenseit ihrer." Der Prophet aber war in der Dämmerung verschwunden.

Freyung / von Albert Ehrenstein

Ihr nächtigen Häuser der Freyung,
  Weltwiesen am stillen See,
versteinter Waldwinkel der Stadt,
  tief verpuppt in Schlaf!

Lang lebe, verzauberter Kirchturm!
  Ich gehe die Zeit,
und komme ich wieder zur Erde,
  will ich bei dir sein als Haus.

Gedichte / von Georg Trakl

Der Wanderer

Immer lehnt am Hügel die weiße Nacht,
Wo in Silbertönen die Pappel ragt,
Stern' und Steine sind.

Schlafend wölbt sich über den Gießbach der Steg,
Folgt dem Knaben ein erstorbenes Antlitz,
Sichelmond in rosiger Schlucht

Ferne preisenden Hirten. In altem Gestein
Schaut aus kristallenen Augen die Kröte,
Erwacht der blühende Wind, die Vogelstimme des Toten-
Und die Schritte ergrünen leise im Wald. [gleichen

Dieses erinnert an Baum und Tier. Langsame Stufen
Und der Mond, [von Moos;
Der glänzend in traurigen Wassern versinkt.

Jener kehrt wieder und wandelt an grünem Gestade,
Schaukelt auf schwarzem Gondelschiffchen durch die ver-
fallene Stadt.

Hohenburg

Es ist niemand im Haus. Herbst in Zimmern;
Mondeshelle Sonate
Und das Erwachen am Saum des dämmernden Walds.

Immer denkst du das weiße Antlitz des Menschen
Ferne dem Getümmel der Zeit;
Ueber ein Träumendes neigt sich gerne grünes Gezweig,

Kreuz und Abend;
Umfängt den Tönenden mit purpurnen Armen sein Stern,
Der zu unbewohnten Fenstern hinaufsteigt.

Also zittert im Dunkel der Fremdling,
Da er leise die Lider über ein Menschliches aufhebt,
Das ferne ist; die Silberstimme des Windes im Hausflur.

Das Erlebnis / von L. E. Tesar

Soll zwischen den Worten „Erlebnis einer Erscheinung" und „Anschauung einer Erscheinung" eine Grenze gezogen werden? Soll die Anschauung bloß die Hebamme des Erlebnisses heißen, welche dem Menschen wohl eine Straße weist, ihm es aber überläßt, auf ihr weiter zu schreiten oder nicht? Erleben nicht meine Augen das Hindernis, indem sie es schauen? Und ist es nicht eine einfache Erweiterung des Schauens, wenn ich den ganzen Willen gegen das Hindernis prallen lasse, es mit allen meinen Organen an mich presse oder von mir schleudere? Dem Erlebnis steht nur ein dem Wesen nach anderes gegenüber — der Begriff. Er ist der Feind des Erlebnisses. Während dieses mich differenziert, erlaubt jener bloß eine rasche Handhabung und Einordnung der Wahrnehmungen und sperrt sie dadurch von der Möglichkeit des Erlebtwerdens aus. Der Begriff gleicht einem Lagerschuppen, dessen Tür nur verzwängte und zurechtgestutzte Ware einläßt. Begriffe sind gefährlich. Sie sind abgegriffenes Kleingeld, und die sie weitergeben sind unreinliche Menschen ohne Bedürfnis, den Schmutz von der Münze zu putzen. Kommt dann und wann einer, der zu Bürste und Feile greift, nachzuweisen, daß ein gefälschtes Stück im Umlauf gewesen, staunen die anderen und beginnen mit hastigen Nägeln

ihrerseits an den Münzen zu kratzen. Aber sie sind ungeschickt, und die alten Dinger laufen bald weiter, schwarz und beulig. Nur die Hände sind unsicher geworden und sie wagen kaum zu entscheiden, ob der Münzenreiniger nicht ein Schlauer gewesen, der echte Stücke als falsch entwertet und gefälschte dafür in den Verkehr geworfen.

Wäre die Hartnäckigkeit, zwischen Erleben und Anschauen zu unterscheiden, nicht selber ein Fall in begriffliche Streitsüchtelei? Ich versuchte früher auch die „Erfahrung" vom Erlebnis zu trennen. Ich nannte jene das Erlebnis bloß eines Organs, eines Teiles von mir; das eigentliche Erlebnis hingegen ein solches meines ganzen Selbst. Auch hier irrte ich. Ich kann den Teil nicht von Mir trennen. Was mein Auge erfährt, erfahre Ich; was meine Finger erfahren, erfahre Ich. Wenn ich sehe, bin Ich nur Auge; wenn ich taste, bin Ich nur Finger. Nur der Begriffliche glaubt Organ und Organismus auseinander halten zu können.

*

Das Erlebnis kennt nur den Augenblick. Es ist Impression. „Ach, daß es immer ein Früher oder ein Später geben soll, daß es ein dauerndes Jetzt nimmer gibt." Jeder erlebt allein Sich. Das Irrationale im Erlebnis ist jedoch, daß Ich, der ich nur Mich erleben kann, ohne Zweites, ohne Gegensatz Mich zu erleben nicht imstande bin. *Ein* Mensch scheint *kein* Mensch zu sein. Die absolute Einheit führt zum Nichts. Der stärksten Völle an Kraft folgt das Gefühl der Leere.

Niemals wird das Vergangene als *gewesene* Form erlebt. Lese oder schreibe ich ein historisches Drama, erlebe ich mein gegenwärtiges Selbst als Kaiser Heinrich oder als Antonius. Wieso aber bin Ich imstande, Mich historisch zu erleben, mein Selbst in einen erlebenden und einen erlebten Teil zu spalten? Wenn es meine Phantasie ist,

die mich als Kaiser Heinrich fühlen und denken läßt, warum verlangt dann der Leib des Weibes, den ich brünstig an mich drücke, mehr als ein Geschöpf meiner Phantasie zu sein? Ist die Phantasie ein Schatten, der irgendwoher in mein Ich fällt und zuweilen mächtiger als dieses werden kann? Wer sagt uns, die wir der Phantasie zu opfern glauben, daß sie nicht uns an ihren Altären schlachtet?

Der erlebte Augenblick, die Impression, ist geschlossen und einheitlich. Sie ist Musik. Eine Tat, die ihre Spuren unauslöschlich in mich prägt. Die mich wandelt. Sie hat Ewigkeitswert. Nicht in der Bedeutung von immer Gewußtem oder Bewußtem, sondern in der des ewig Bewegten.

*

Der Wille im Menschen drängt aus seiner gestaltlosen Dunkelheit nach Geburt. Unergründlich und unstillbar, verbraucht sich die nach Tun gierige Kraft in sich selbst, wenn sie sich gegen andere Kräfte nicht wenden kann oder darf. Sie macht Kurzschluß; denn auch der gewährt ihr die Wollust des Sieges. Der Onanist geht nicht an seinen Niederlagen, er geht an seinen Siegen zugrunde. Die Lust am Lärm, die Lust am Alkohol, die Lust an der Schundliteratur ist eine Lust an der Tat. In den weiten Sälen der Fabriken sitzen Hunderte von Mädchen und kleben tagein, tagaus die dünnen kleinen Metallfäden der Glühlampen fest. Ihre Finger sind Automaten, ihre Augen sind Automaten, ihr Leib ist ein Automat. Schließlich werden ihre Träume auch mechanisch. Sie denken jedesmal dasselbe, wenn sie das kurze Drahtstück an den gläsernen Halter stecken. Tausendemale am Tag dasselbe. Und dieser Tag wiederholt sich sechsmal in der Woche. Wenn es Samstag geworden ist, wachen sie aus ihrem Scheintod aber auf. Ihre großen, auf die engen Stühle festgebannten Glieder brüllen wie ausgehungerte Bestien. Sie dehnen sich und wollen rasen. Taumel, Getöse, Rausch und Unzucht brauchen sie, um die

nächste Woche wieder still zu kuschen. Das tägliche Glas Bier des Bürgers ist der gutmütige Abschluß eines unnützen Tages, der Suff junger kraftstrotzender Arbeiter in den Samstagnächten ist nicht selten eine Rettung des Selbst. Der individuellen und sozialen Gefahr des Alkohols ist kaum mit ethischen Merksprüchlein zu begegnen. Die Muskeln und die Gehirne schreien im Einerlei des technischen und gesellschaftlichen Systems nach Leben. Gebt ihnen dieses Leben und sie sind aus allen „Gefahren" getreten! Ich wickle mich in keine Täuschung — Proletarier bleibt Proletarier, ebenso wie Bürger Bürger bleibt; aber zwischen den Proletariern und zwischen den Bürgern sind verborgene Helden. Sie werden heute, weil sie sich durch die sittlichen Sonntagspredigten nicht bekehren lassen, weil sie das Erlebnis vor ihrem Siebenkreuzerroman nicht gegen den lauen Trank populärer Schriften eintauschen, zu den unrettbar verlorenen Elementen der Gesellschaft gerechnet.

Der Bildungssüchtige ist der Impression bar. Seine Lebensauffassung gründet sich auf das Gedächtnis. Er „merkt sich" die Erscheinungen. Und das sind Erscheinungen, die er meistens nicht selbst empfunden, sondern gewöhnlich irgendwo gehört oder gelesen hat. Seine Lebensbetätigung beginnt mit dem Lexikon und endigt in dem Fachmann. „Er lernt an seinen Schulen die Wissenschaften, um selbst wieder Lehrer zu werden und seine Schüler zu Lehrern abzurichten." Die Bildungsbürger behaupten: „Es ist zum Leben unbedingt nötig, etwas zu wissen, also etwas gelernt, gedächtnismäßig gelernt zu haben". Und die Verschämten unter ihnen entschuldigen sich: „In der Beanspruchung des Gedächtnisses liegt *auch* schöpferische Kraft, weil aus dem niedergelegten Material der nötige Gegenstand *herausgeholt* werden muß." Zum Leben, Leben als Bewegung des Persönlichen, ist aber am wenigsten Kenntnis nötig. Die im materiellen Berufe oder im gesellschaft-

lichen Verkehre unentbehrlichen Kenntnisse sind mit einem geringen Aufwand an Mühe und Zeit erreichbar. Jede weitere Kenntnis ist schädlich. Sie verschlammt den Fluß des Hirns. Denn das Gemerkte kann kaum je mehr erlebt werden. Es ist begrifflich untergeordnet. Wir tragen es in einer Schachtel mit uns umher; es kann mit uns nicht verwachsen. Stark schöpferischen Seelen mag hie und da ein gutes Gedächtnis beigegeben sein, aus einem strapazierten Gedächtnis indessen ist noch niemals Schöpferkraft aufgebrochen. Ein belesener Kopf ist in den meisten Fällen unproduktiv; seine Schaffensdrängnis gleicht höchstens dem Aufwärtstrieb der Liane. Unsere Lesewut ist eine Willensableitung auf ähnlich bequeme Straßen wie die des Alkohols. Die unablässige Lektüre erzeugt breite, aber flache Hirne, der mühsam selbst errungene Gedanke enge, aber tiefe Hirne. Aus allen Blumen Honig zu saugen, ist der Fluch der Tatenlosen. Der Tätige muß an vielen Taten gleichgiltig und an vielen feindlich vorbeigehen. Wer die Tat als etwas Minderwertiges ansieht, darf dieses nicht aus Neid oder wegen zu schwacher Kräfte tun. Er müßte voll Ueberwillen sein, der durch die Tat eingeengt würde.

*

Ist die gegenwärtige Lust am Sport der Wunsch nach dem Erlebnis? Ist sie der Abscheu vor der unlebendigen grammatikalischen Formel?

Dem Sporte ist die Begrenzung eigen. Unter den Griechen liebten ihn die Dorer vor allen; sie, die ihre Staaten am festesten zusammenfügten. Der Sport spielt auf der Flöte des Hamlet; er diszipliniert den Ausübenden. Er ist der Gegner der individuellen, weil zentrifugalen Selbständigkeit. Sein starker Betrieb heute mag wohl im tiefsten Grunde darauf beruhen, auch körperlich den Menschen freier zu machen; in der Erkenntnis der Untrennbarkeit von Leib und Geist, jenen zu stählen, um diesem die Gefügigkeit zu

nehmen. Die Zeit aber hat die Ziele gewandelt. Die sportlichen „Verbände“ und sportlichen „Spiele“ sind nicht mehr die Mittel, intelligenten Persönlichkeiten Geistesgegenwart und die Botmäßigkeit ihrer Glieder zu sichern; sie sind Zweck geworden. Die geistige Beschaffenheit der sportlich erstklassigen Menschen könnte auf diese Weise leicht jener der römischen Gladiatoren ähnlich werden.

Ich erblicke in einer solchen sportlichen Uebung die Reaktion der Gesellschaftsbedürftigen, der Menge im weiteren Wortsinne, gegen eine individualistische Strömung, welcher sie nicht gewachsen waren. Die Gesellschaft besinnt sich in jener Uebung auf sich selbst und will sich durch sie vor dem Zerfall in eine Vielfachheit bewahren. Die sportliche Vereinigung schützt ihre Teilnehmer vor der Zerfahrenheit, der unausbleiblichen Begleiterscheinung von persönlichen Gelüsten unpersönlicher Menschen, indem sie ihnen den Zwang zur Unterordnung und zur Beschränkung auflegt. Der jetzige Sportbeflissene härtet nicht mehr seinen Körper zum Träger der Leidenschaft, er macht ihn durch unausgesetztes Training und unerbittliche Ordnung leidenschaftsunfähig. Unsere sportlichen Klubs und deren Spiele haben den schulmeisterlichen Einschlag. Sie wirken „sozialpädagogisch“ und bewahren ihre Gesellschaft vor Umstürzung. Sports, welche gesellschaftlichem Anschluß nicht oder kaum günstig sind, erscheinen in den Hintergrund gedrängt. Vor allem das Reiten. Die dilettantische Karikatur des Sonntagsreiters ist dadurch verschwunden, aber das gesellschaftliche Lawn-Tennis, welches von solchen Bloßstellungen persönlicher Ungeschicklichkeit und Feigheit befreit ist, erfordert auch nicht die Auslösung irgendwelcher gefahrtrotzender männlicher Energieen. Kann das Fliegen als Triumph eines doch nicht völlig einzudämmenden Persönlichkeitsdranges angeführt werden? — Vielleicht, solange durch die Sicherheit der Konstruktion der

Tod des Piloten nicht aus dem Bereich des Möglichen in jenen des Unwahrscheinlichen gerückt wird. Der Flug von Chavez über die Alpen, der mit dem Sturz des Fliegers nach vorausgegangener tötlicher Lähmung der Nerven endete, spricht für die Kühnheit des Mannes, noch nicht für die Kühnheit des Sportes.

Dem Sportklubfreundlichen gilt der englische Gentleman als unerreichtes Vorbild stärkster Männlichkeit. Die mit der englischen Krankheit Behafteten übersehen, daß dieser Gentleman das Muster eines konservativen Unselbständigen ist, der sich immer wieder nach dem anderen besinnt. Er ist nach dem Rezepte gebildet und lebt nach diesem. Sein Ideal ist die Eleganz, die aus der Gruppe nicht herausfällt. Er wünscht, leiblich und geistig nur ein Teil einer glatten Fläche zu sein. Er bekleidet sich nach acht Uhr mit dem Frack nicht darum, gegen zudringliche Blicke ein Präservativ zu haben, um auch in der Gesellschaft ungestört seine innere Einheit zu formen, sondern um seine Gleichheit mit den Nachbarn auch im Kostüm zu betonen. Die englische Gesellschaft hat die Männer, die sie gebraucht, stets aus Irland und Schottland bezogen. Und hatte sie diese genutzt, bespie sie ihr Andenken. Das war das Schicksal von Cromwell und Swift und Byron und Wilde. Es ist bezeichnend, daß Englands Tochterland Amerika das Mittel ersann, ungezügelte Pferde ohne Gefahr für den Reiter zu zähmen. Es ersetzte den zwingenden Schenkeldruck durch ein Getöse, das die Nerven des Rosses ein für allemal abstumpft. Die Amerikaner, die vor ihren Weibern knieen, scheinen die Pferde blödfromm zu machen, ehe sie diese besteigen.

(Aus einer Rede, 1911)

Die Bibliothek der Philosophen

An dem Bestreben, wenn nicht den Sinn der Welt, so immerhin ihre Existenz und das Leben auf ihr zu erkennen, das heißt, die Entwicklung vor allem des Menschen, seine Kultur und seine immanente Bestimmung in sich und möglichst durch sich selbst aufzuhellen und als zusammenhangvolles Geschehen darzutun, hat jeder Denkende irgendwie teil und stets teil gehabt; in der Geschichte der Philosophie lassen sich die Fäden aller geistigen Evolutionen verknüpfen, vom philosophischen Standpunkte aus ist der weiteste Ueberblick über jene zu gewinnen, und es kann gesagt werden, daß die Philosophie, indem sie auch die Kunst, als den anderen Pol menschlicher Daseinserhöhung, in das Bereich ihrer Forschung zieht, die höchste, fruchtbarste Schicht des Geistes ist, zu welcher sich die Kultur der Nationen zu erheben vermag. Denn die Philosophie ist für das Einzelne wie für das Ganze der menschlich möglichste Ausgleich aller irgendwie denkbaren Unebenheiten, und die großen philosophischen Leistungen erscheinen daher als die wichtigsten Stationen in der Entwicklung der menschlichen Kultur. Indem nun dieses Bestreben der Philosophen, letzte Fragen der Beantwortung nahe zu rücken, in berechenbarer Zeit nicht als abgeschlossen wird betrachtet werden können, weil dem menschlichen Erkenntnisvermögen wie allem Menschlichen Grenzen gesetzt sind, die sich nur sehr langsam erweitern lassen, wird eben dieses Bemühen, nach dem Charakter der Zeitläufte wechselnd, lebendig bleiben, neue Werte schaffen und jedenfalls immer diejenige geistige Stufe sein, zu welcher alle, denen an Erforschung und Bildung des Daseins gelegen ist, hinaufstreben, um dort Ergebnisse ihrer Arbeit zusammenzufassen oder zu lernen, den Zwiespalt zwischen Erfahrung und innerem Vorbild zu versöhnen.

Zweifellos gehört es demnach zu den reichsten und vornehmsten Genüssen, zu studieren, welche Versuche gemacht worden sind, zu jenen großen Fragen die lösenden Antworten zu finden. Freunde der Vernunft und Liebhaber der Herzensbildung geben sich von jeher lebhaft und nachdrücklich damit ab, kennen zu lernen, wie starke Menschen es unternahmen, über dem Gewirr heftiger Bedürfnisse des

Geistes Gebäude aufzurichten, in denen die Welt und das Leben, das All und der Mensch als ein Teil des Alls, derart anzuschauen sind, daß die entwirrende Antwort jeweils fast als gegeben erscheinen konnte. Und wie immer wieder an irgend einer Stelle sich ein Fehler der Konstruktion oder des Materials befand, knüpfte sich an diesen ein neuer Versuch, mit Benutzung des Gefundenen dem noch nicht Gefundenen nachzuspüren, so daß die Geschichte der Philosophie als eine unauflösliche, natürliche Kette sich darstellt, an welcher der Mensch lerne, was er kann und wie weit er zu dringen vermag in der Absicht, erkennend sich seiner Existenz bewußt zu werden.

Zumal eignet einer Zeit, deren äußerer Charakter so ungeistig erscheint wie der des zwanzigsten Jahrhunderts, in ihren edleren, namhaften oder nicht namhaften Vertretern die Begierde, ihre materielle Hülle zu durchdringen und wieder des Gedankens habhaft zu werden, der unter der Herrschaft des Werkzeugs fast verloren gegangen ist. Wer offene Augen und einen klaren Kopf hat, kann sich nicht mit materialistischen Idealen begnügen, er muß, aufs äußerste zum Widerspruch gereizt, die Linien zu entdecken trachten, die unter der ungeistigen Oberfläche das Geistige weiterleiten. Und so entspricht es dem heimlichen oder offenen Wunsch aller derer, die über den zeitgenössischen Errungenschaften den zeitlosen Gedanken nicht vergessen konnten, wenn sich ihnen ein Unternehmen präsentiert, das die philosophischen Errungenschaften der Gesamtentwicklung einheitlich darbietet, und nicht bloß dem Gelehrten, sondern auch dem, man möchte sagen, Selbstbildner ermöglicht, sich nach den grundsätzlichen Gedanken der Meister des Erkennens orientieren zu können.

Im Verlag Georg Müller in München beginnt „Die Bibliothek der Philosophen“ zu erscheinen, eine Sammlung, welche alle diejenigen philosophischen Werke vereinigen will, die „lebendig geblieben sind oder zu neuem Leben für unsere Zeit geweckt werden können. Die für die Gegenwart wichtigen Denker sollen mit sämtlichen philosophischen Schriften zu Worte kommen, von anderen Philosophen, auch von halb vergessenen, Werke, die noch heute lesenswert sind. Von Philosophen des Mittelalters werden nur wenige gebracht, die geistig bedeutendsten Vertreter der

Kirche und diejenigen Ketzer, deren Nachwirkung die stärkste war. Aus der neuen Zeit werden die erkenntnistheoretischen und psychologischen Schriften in erster Linie zu berücksichtigen sein; auch werden manche vielgeschmähte Befreier von falschen Gottes- und Religionsbegriffen zu Worte kommen. Aus äußeren Gründen werden die Philosophen der Griechen und Römer fehlen. Sie finden sich in neuen Ausgaben unter den bekannten im gleichen Verlag erschienenen „Klassikern des Altertums". Aller irgendwie überflüssiger philologischer Ballast wird beiseite gelassen."

Die Bibliothek der Philosophen wird eröffnet durch den ersten Teil des Briefwechsels von Immanuel Kant, eine gesichtete Ausgabe, welcher die große der Berliner Akademie zugrunde liegt. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes hat in Uebereinstimmung mit der persönlichen Ansicht des Philosophen gehandelt, indem er nur die für Kant selbst, für seine Lehre und deren Entwicklung und Ausbreitung wesentlichen Briefe zusammenstellte. Kant hatte zwar einen gewissen Widerwillen gegen die Veröffentlichung privater Korrespondenzen, verschloß sich aber nicht der Tatsache, daß die Publikation wissenschaftlicher Briefwechsel oft den besten Kommentar zu den Werken des Autors abgeben kann. So verhält es sich auch hier. Einerseits ist der Verkehr Kants mit seinen Zeitgenossen aus diesem Tausch persönlicher Nachrichten mannigfach kennen zu lernen und andererseits und vor allem spiegelt sich in diesen Briefen das reiche Innenleben des Philosophen, dessen äußeres Dasein so ruhig hinfloß. Die geheime Tragik des denkenden Genies, die Enttäuschung, welche allzu gespannten Erwartungen folgt, nicht minder als die Freude am Aufstiege und am zunehmenden Erfolg, die notwendige Vereinsamung während der Niederschrift des Hauptwerkes, die Trübungen durch den Abfall langjähriger Freunde und durch die Mißverständnisse, denen bedeutende Gedanken seitens der Mehrheit des Publikums immer ausgesetzt sind, — der Ausdruck innerster Lebensschwingungen ist in dieser Korrespondenz offenbar und läßt den phänomenalen Denker auch dem Laien menschlich nahe kommen und ist eine notwendige Ergänzung des Bildes, das aus dem Studium der Kantischen Schriften selbst gewonnen werden kann.

In einem gewissen Sinne eigenartiger und jedenfalls in seiner Zusammensetzung lebhafter ist der zweite Band der Philosophen-Bibliothek, indem er von dem Neudruck eines selten gewordenen Werkes gebildet wird, nämlich des Spinoza-Büchleins von Friedrich Heinrich Jacobi, der in dieser Schrift die sämtlichen Dokumente über die Frage, ob Lessing ein Anhänger Spinozas gewesen sei oder nicht, seinerzeit vereinigte und dadurch Veranlassung gab, daß in Deutschland die Verehrung eines der kühnsten, erfolgreichsten Denker und vollkommensten Menschen endlich möglich wurde. Denn bis dahin war der Name Spinoza infolge gehässiger Verleumdungen und subalterner Mißdeutungen verfehmt gewesen, und niemand hatte den Mut, sich offen zu ihm zu bekennen. Dazu bedurfte es wirklich erst eines so unerhörten Falles wie dessen, daß der allverehrte Lessing kurz vor seinem Tode gleichmütig aussprach, was wohl vielen im Herzen wirkte, aber keinem anderen über die Lippen wollte, so groß war die Furcht vor der geistigen Konvention. Aber ein befreites Aufatmen ging danach durch die Welt des klaren Geistes, und alles leidenschaftliche Für und Wider verebbte, um durch das Werk Spinozas einen Strom neuer Erkenntniskräfte in das geistige Leben Deutschlands eindringen zu lassen. Die Ereignisse, welche diesem Geschehen voraufgegangen sind, gewinnen, im „Spinoza-Büchlein" dokumentarisch dargestellt, an Deutlichkeit in dieser Ausgabe dadurch, daß nicht mehr das ursprüngliche Spinozabüchlein, sondern auch andere in Betracht kommende Schriftstücke, wie Mendelssohns Replik und Jacobis Duplik, gebracht werden, welche die Elemente und Phasen des ganzen Streites klar hervortreten lassen.

Ueber den ersten Teil von Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", welcher in der Fassung von 1819 den dritten Band der Bibliothek ausmacht, braucht wohl nichts vermerkt zu werden als daß er, wie die anderen Bände, untadelig in der Darbietung ist und von jedem philosophisch Beflissenen mit Freuden aufgenommen wird. Buchhändlerisch merkwürdig und wichtiger ist der vierte Band, der die Schriften zu J. G. Fichtes Atheismus-Streit enthält. Das vorbildliche Selbstvertrauen dieses tapferen und aufrechten Mannes, seine ernsthafte Lebensauffassung und seine herzliche

Anschauung der höchsten Dinge treten in den Akten des Prozesses, den er infolge roher Anschuldigungen eines anonymen Gegners mit der Weimarischen Regierung führen mußte, besonders leuchtend hervor, weshalb die vorliegende Zusammenstellung seinen Freunden als ein willkommenes Geschenk erscheinen muß. Ob indessen die Wertschätzung, welche der Herausgeber des fünften Bandes diesem vor anderen Werken desselben Verfassers zuteil werden läßt, auch zurecht besteht, kommt bei näherer Kenntnisnahme des Werkes doch zweifelhaft vor. Diese „Bekenntnisschrift" des mittelalterlichen Humanisten Agrippa von Nettesheim „Ueber die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften" ist aber, wenn von einer weiteren Bedeutung abgesehen wird, jedenfalls ein höchst kurioses und nur in der einen Hinsicht ein außerordentliches Werk, als es mit beispielloser Wut gegen alles und jedes geifert, was unter Menschen gemeiniglich als unvermeidlich feststeht, seit es Menschen gibt, und wahrscheinlich auch feststehen wird, solange es Menschen geben wird.

Diese Uebersicht zeigt indessen, mit welcher Mannigfaltigkeit die „Bibliothek der Philosophen" sich darbieten wird, und ein Blick auf die Ankündigung verstärkt nur diesen Eindruck. Da sind, außer den Angeführten, Namen zu lesen im buntesten Nebeneinander, wie sie selbst sichs wohl nie haben träumen lassen, Buddha neben — Diderot, ferner Goethe, Jean Paul, Lichtenberg, Luther, Malebranche, Petrarca und viele andere noch, so daß ohne trockenes Systematisieren die hauptsächlichen Dokumente aus der Entwicklungsgeschichte der Philosophie in lebhaftem Wechsel sich präsentieren werden. Ein Monument der menschlichen Erkenntniskraft zeigt sich hier in seinen architektonischen Anfängen, denen deutlich anzusehen ist, welchem Plane sie entsprechen und in welchen Linien sie weiterhin ausgebaut werden, so daß das fertige Ganze jedem, dem es ernst um die Formung seines Lebens als des Teils einer großen Gesamtheit ist, eine unversiegbare Quelle fruchtbarer Belehrung, selbständiger Zurechtfindung bedeuten dürfte.

Will Scheller.

V O R A N Z E I G E

Mittwoch 14. Jänner 1914 abends halb 8 Uhr im Musikvereinssaal

VORLESUNG

KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

* * *

Karten zu K 4, 3, 2, 1.40, 80 h, ab 1. Jänner in der Wagnerschen k. k. Universitäts-Buchhandlung

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 389/390:

Glossen / Notizen / Nachts

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.